

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31361-7

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

›Moo‹ ist ein Campus-Roman mit der ganz speziellen Klientel einer Ackerbau- und Viehzucht-Universität im amerikanischen Mittelwesten, deren Zentrum kein Elfenbeinturm, sondern ein Stall ist, in welchem ein nettes charaktervolles Schwein namens Earl Butz seine schwere Schweinearbeit zum Wohl der Wissenschaft verrichtet – es frißt und frißt und frißt.

Wichtige Protagonisten außer ihm sind ein Kanzler, der verzweifelt Sponsorengelder aufzutreiben sucht, seine allmächtige Sekretärin, ein Professor für »Creative Writing«, dessen literarische Vorlieben einem erfüllten Liebesleben im Wege stehen, ein Nutztierforscher, der von geklonten Kühen träumt, und die Erstsemester Diane, Mary, Keri und Sherri.

Scharfsinnig, ironisch und sehr lustig, ist ›Moo‹ ein Abbild der Welt im kleinen. Da gibt es Dummköpfe und Weise, Wohltäter und Profitjäger, Karrieristen und Spezialisten auf den unterschiedlichsten Gebieten. Sie alle grübeln über unbescheidenen Plänen, die Welt zu verändern, vor allem aber brauchen sie Geld, denn die staatlichen Subventionsfonds trocknen aus. Ein texanischer Milliardär, der seinen Reichtum der Idee verdankt, Hühner mit den Resten ihrer Artgenossen, gut durchmischt mit Antibiotika, zu füttern, könnte die Rettung sein.

Jane Smiley, 1949 in Los Angeles geboren, wuchs in St. Louis auf und studierte am Vassar College sowie an der Universität von Iowa, wo sie heute unterrichtet, Volkskunde und Skandinavische Sprachen. Für ihren Roman ›Tausend Morgen‹ wurde sie mit dem National Book Award und dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet.

Im Fischer Taschenbuch Verlag: ›Die Grönland-Saga‹ (Bd. 11398), ›In den Jahren der Trauer‹ (Bd. 10171), ›Tausend Morgen‹ (Bd. 12412), ›Gewöhnliche Liebe und Guter Wille‹ (Bd. 12725), ›Mörder in Manhattan‹ (Bd. 12643), ›Die Scheune im Schatten‹ (Bd. 12641) und ›Tor zum Paradies‹ (Bd. 12642).

Jane Smiley

Moo

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Ulrike Becker und Klaus Varrelmann



Fischer
Taschenbuch
Verlag

Alle Schauplätze, Ereignisse und Figuren in diesem Roman sind frei erfunden
oder werden ausschließlich im fiktiven Zusammenhang verwendet.

Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen,
tatsächlich existierenden Firmen, Institutionen, Organisationen
oder wahren Begebenheiten wäre rein zufällig
und nicht beabsichtigt.

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, November 1996

Lizenzausgabe mit Genehmigung der S. Fischer Verlags GmbH,
Frankfurt am Main

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Moo« bei Alfred A. Knopf, New York

Copyright © Jane Smiley 1995

Deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1995

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-13441-2

Für Phoebe, Lucy und Axel James in Liebe

Teil 1

Old Meats

REIN ÄUSSERLICH WAR das alte Schlachthaus, allgemein als »Old Meats« bekannt, unter dem Einfluß des Gartenbauinstituts zu einem fast idyllischen Ort geworden. Den Hang, der von Süden her auf das Gebäude zulief und auf dem früher nichts als grüner Rasen wuchs, schmückte jetzt eine in sanften Windungen verlaufende Staudenrabatte, ein kleiner, regelmäßig angelegter Garten, der von einer sorgfältig beschnittenen, duftenden Buchsbaumhecke eingefast war, ein ausladendes Beet mit einjährigen Pflanzen (die Ende August überwiegend in Gold, Orange und Gelb blühten) und, geschmackvoll von einem Bogen der Staudenrabatte eingerahmt, langgestreckte Versuchsbeete mit Zierpflanzen, die unauffällig das Klima auf die Probe stellen sollten. Direkt an der langen fensterlosen Südwand von Old Meats hatte irgendwann irgend jemand, ohne daß ein Antrag gestellt, Gelder bewilligt, die Genehmigung der Verwaltung oder der Universitätsgärtner eingeholt worden, ohne daß auch nur eine Hausmitteilung darüber hin und her gegangen wäre, eine Reihe Aprikosen- und Pfirsichbäume gepflanzt und dann im Spalier gezogen. Im Hochsommer, am Ende des Sommersemesters, sah man sie Früchte tragen – schwere schimmernde Aprikosen und große saftstrotzende Pfirsiche, die dann eines Tages verschwanden und weder in einem der Wohnheime noch im Haus einer Studentenverbindung an den Salat- oder Nachtsch-Büfets wieder auftauchten. Sie wurden auch nicht auf einem der vom Gartenbauinstitut veranstalteten Basare angeboten, so wie Äpfel, Weihnachtsbäume und Setzlinge. Sie reiften heran und verschwanden dann wieder, unbemerkt von den meisten, aber von geradezu legendärem Ruf bei den wenigen, die ein paar Früchte gestohlen hatten und nun eifrig die Saatkataloge studierten, in der Hoffnung, daß diese Sorten, die Moo-U.-Sorten, bald auf dem freien Markt erhältlich sein würden.

Und obwohl der ganze Fußgängerverkehr zu den Rinderstallun-

gen, zur Wirtschaftsakademie, dem chemischen Institut, der Stelle für Auslandsreisen und den Wohnheimen der graduierten Studenten daran vorbeiführte und das Gebäude, wie Generationen von Geographiestudenten im ersten Semester herausgefunden hatten, genau in der geographischen Mitte des Campus stand (es sei denn, man bezog das erst kürzlich errichtete Tiermedizinische Institut zwei Meilen südlich mit ein, was alle Berechnungen hinfällig machte), und obgleich es ein großer Kasten war, nahmen die meisten Menschen auf dem Campus Old Meats inzwischen kaum noch wahr. Das kam gewissen nicht namentlich genannten Dozenten vom Gartenbauinstitut und ihren studentischen Gefolgsleuten sehr gelegen, denn sie hatten erst in diesem Sommer die Staudenrabatte nach Osten hin verlängert, so daß sich die üppige Blütenpracht nun bis zu der nicht mehr benutzten Laderampe von Old Meats und zur Ames Road erstreckte. Das wär's dann wohl, sagte der Vorsitzende des Instituts bei privaten Treffen mit seinen Dozenten, mit dem offiziell zugewiesenen Gartengelände, weit draußen bei der Gebäudeverwaltung und dem Busdepot, an einer Sackgasse, in die sich nur selten jemand verirrt. Guerillaaktionen, sagte er oft zu der Frau, die jeder, ihre gemeinsamen Kinder eingeschlossen, für seine Ehefrau hielt und die er 1969 in Chicago auf der SDS-Tagung kennengelernt hatte, waren ebenso vielgestaltig und wandelbar wie die Bedürfnisse der Menschen.

Des weiteren wurde Bob Carlson, Student im zweiten Studienjahr, von den Gartenbauern, obwohl er tagtäglich an ihnen vorbeikam, ebensowenig wahrgenommen wie Old Meats vom Rest der Campusbevölkerung. Keiner von denen, die dort oft gruben oder mulchten, bemerkte je, wie er die Tür neben der Laderampe aufschloß und hineinging, obgleich das ganz offen, direkt vor ihren Augen geschah, und er oft sogar große Säcke in das Gebäude trug. Für die Gartenbauer war Old Meats nur eine kleine Erhebung in der Mitte des Campus, wo sie Blumen und Rankengewächse anpflanzen konnten; für Bob bedeutete es einen bequemen Job als studentische Hilfskraft, gewissermaßen eine Fortsetzung seines Lebens auf der Farm, nur daß er sich, anstatt seinem Vater bei der Fütterung und Versorgung von tausend Säuen und ihrem Nachwuchs zu helfen, hier lediglich um ein einziges Schwein kümmerte, einen dänischen Landrasseneber namens Earl Butz. Direkt an Earls Koben hatte Bob mit Klebeband ein

Schild befestigt, auf dem stand: »Je fetter, desto netter.« Jedesmal, wenn Bob das Schild sah, lachte er leise in sich hinein. Das war genau die Art von Humor, die sein Vater schätzte, auch wenn Bob sich natürlich verpflichtet hatte, niemandem, nicht einmal seinem Vater, von Earl zu erzählen, auch nicht von seinem Aufenthaltsort, einem nagelneuen, blitzsauberen, vollklimatisierten und gut belüfteten Raum, einem Fünf-Sterne-Koben sozusagen, und auch nicht von Earls Auftrag, der da lautete: fressen, fressen und nochmals fressen.

Als Bob hereinkam, war Earl Butz gerade am Trog, aber er bemerkte Bob und begrüßte ihn, indem er kurz mit den Ohren und dem kleinen Schwanz wackelte. Earl Butz war ein guter Arbeiter, der sich seiner Aufgabe mit ebensoviel Ehrgeiz wie Freude widmete. Er hatte heute den hinteren Teil des Troges schon leergefressen und war jetzt eifrig dabei, sich weiter nach vorne durchzuarbeiten, wobei er tiefe grunzende Laute ausstieß, die seine hervorragende Eignung für dieses Los bekräftigten. Earl Butz fraß jetzt seit achtzehn Monaten, denn genau so alt war er. Er war weiß, so weiß wie Frischkäse oder Zucker, und äußerst eigen. Bob hatte festgestellt, daß er jeden Tag in den Freßpausen mit Rüssel und Pfoten sauberes Stroh zu einem bequemen Lager in der Nähe des Troges zusammenschob, weit weg vom Toilettenbereich. Earl wußte auch ein gelegentliches Bad zu schätzen, und er ließ sich ohne weiteres die Hufe säubern. Er war ein umgängliches Schwein, und Bob hatte ihn gern. Zu Weihnachten hatte Bob ihm aus einem Katalog für Hundartikel ein paar robuste rote Spielsachen gekauft (einen großen Ball, einen Reifen, den Bob an einem Deckenbalken aufgehängt hatte, und eine Decke). Das waren Earl Butz' erste Spielsachen gewesen, und er spielte damit, wenn sein Arbeitsplan es ihm gestattete.

Bob füllte seinen Trog, gab ihm frisches Wasser und kratzte ihm mit einem Stock den Rücken. Er versorgte Earl Butz schon seit dem letzten November. Er ging fünfmal am Tag zu ihm, und Dr. Bo Jones, Earls Besitzer, sagte, er sei der beste Pfleger, den sie je hatten. Für Bob war dieses Kompliment eine Bestätigung der Tatsache, daß er sich in Earls Gesellschaft wohler fühlte als in der Gesellschaft der Menschen, die er bisher an der Universität kennengelernt hatte. Es gab auch persönliche Gründe dafür, daß er seinem Vater nichts von Earl Butz erzählte, und die hatten damit zu tun, daß seine Familie

sich bestimmt Sorgen machen würde, wenn sie wüßte, daß er in seinen Kursen zwar gut mitkam, und daß er auch genug aß und schlief, daß er aber unter den vierundzwanzigtausend Studenten auf dem Campus keine Freunde gefunden hatte und während der Zeit, die er auf Partys und in Kneipen hätte verbringen sollen, in seinem Zimmer hockte und Briefe an seine Freunde aus der High School schrieb. Auf jeden Brief an einen Jungen kamen dabei fünf Briefe an Mädchen, weil Mädchen gerne Briefe bekamen und jedesmal zurückschrieben, während die Jungs, na ja, bei den Jungs wußte man nie genau, woran man war. Sie alle schienen, egal ob sie arbeiteten oder studierten, keine Party auszulassen und sich überhaupt großartig zu amüsieren.

Aus diesem Grund, weil er genau wußte, daß es all seinen alten Freunden, wo immer sie waren, glänzend ging, war Bob schließlich den ganzen Sommer über auf dem Campus geblieben. Seinem Vater fehlte natürlich die Hilfe bei der Farmarbeit, aber über das Geld konnte er sich nicht beschweren – es war mehr, als Bob zu Hause im Supermarkt verdient hätte, und es deckte einen erheblichen Teil der Studiengebühren. Und Dr. Bo Jones wäre natürlich nie auf die Idee gekommen, daß Bob auch nur im Traum daran denken könnte, Earl Butz im Stich zu lassen. Wie schnell die beiden in seiner Vorstellung zu einer Einheit verschmolzen waren, hätte sogar ihn, Dr. Bo Jones, sehr erstaunt, wenn er darüber nachgedacht hätte. Aber er neigte in der Regel nicht zur Selbsterforschung.

»Das Schwein«, erklärte er, »ist ein rätselhaftes Geschöpf, dessen Verhalten in freier Wildbahn noch kaum erforscht ist, denn es ist heimtückisch und schwer aufzuspüren. Man kriegt einfach keine Papiere, müssen Sie wissen, um nach Usbekistan zu reisen, selbst wenn man die Gelder dafür aufreiben könnte. Kein Schwein hat je seine natürliche Lebensdauer erreicht. Nie hat es ein altes Schwein gegeben. Das Schwein ist viel zu nützlich. Viel zu nützlich, müssen Sie wissen, um in seiner Eigenart begriffen zu werden. Was kann ich mit dem Schwein anfangen, wann kann ich es essen, wie kann ich aus dem Schwein den größtmöglichen Nutzen ziehen, das steht auf ewig zwischen Mensch und Schwein. Wenn ich mal sterbe, wird man sagen, Dr. Bo Jones hat etwas über das Schwein herausgefunden.«

Was Dr. Bo Jones über Earl Butz herauszufinden gedachte, war, wie dick er werden würde, wenn man ihn während seiner gesamten

natürlichen Lebensdauer soviel fressen ließe, wie er wollte. Zu diesem Zweck wurde er mit Mais, Luzerne, Futtermehl, Weizen, Erdnüssen, Sojabohnen, Gerste, ein bißchen Sirup und Magermilchpulver gefüttert, und zwar nach einem Plan, den Dr. Bo Jones ausgearbeitet hatte und der in einer geheimen Datei mit dem Namen »16TONS.TXT« auf seinem Computer zu Hause gespeichert war. Eine Ergänzungsdatei, in die er spät abends die Werte von Earl Butz' Gewichtskontrollen und andere Meßergebnisse eintrug, hieß »WHYUGT.TXT«. Selbst Bob hatte noch nie einen Ausdruck der Dateien zu Gesicht bekommen. Er erhielt nur seine wöchentlichen Anweisungen und lieferte wöchentlich die Meßergebnisse ab. Für ihn war es nichts weiter als ein Job. Dr. Bo Jones hatte gewisse Ähnlichkeit mit einigen verschrobenen Farmern, die Bob aus seinem Heimatdorf kannte. Das fand Bob beruhigend.

Er verbrachte etwa eine halbe Stunde bei Earl Butz. Um diese Tageszeit war Earl ziemlich beschäftigt. Frühmorgens war er eher zum Spielen aufgelegt. Abends um zehn, wenn Bob noch einmal zur Kontrolle vorbeikam, hatte Earl sich dann schon hingelegt und schlief tief und fest, den massigen Körper dicht an die orangefarbenen Metallstäbe seines Kobens gewälzt, als fände er das ganz besonders bequem.

Abgesehen von Earls Stall war Old Meats dunkel und leer. Die Kurse für Schlachten und Fleischzerlegen, die früher dort stattgefunden hatten, waren schon vor langer Zeit in das sechzig Kilometer entfernte Junior College verlegt worden, ebenso wie Hotelkochen, Friseurkunde, Kfz-Mechanik, Kosmetologie und alles andere, was Bobs Vater und seine Onkel für anständige Arbeit halten würden. Heute gab es hier keine Tiere mehr, die in geordneter Reihe in den Wartepferch marschierten, um von dort nacheinander zur Schlachtbank geführt zu werden. Der Kühlraum wirkte ohne die schwere Stahltür wie ein ganz normaler Raum. Die weiß emaillierten Demonstrationstische waren immer noch im Zementboden des Podiums auf der Stirnseite des Hörsaals festgeschraubt und neigten sich, mit einer dicken Staubschicht bedeckt, zum zentralen Abfluß hin. Aus den beiden Leitungen hinten an der Wand und auch aus den Hähnen über dem langen Emailwaschbecken lief kein Wasser mehr, und offensichtlich hatte man für diese Einrichtung an der Universität keine

andere Verwendung gefunden. Es war gut möglich, daß sie einfach in keiner Datei des Universitätscomputers verzeichnet war und daher offiziell gar nicht mehr existierte.

Als er in die Dämmerung hinaustrat, sah Bob, daß die Gartenbauer Feierabend gemacht hatten. Lange Schatten streckten sich über die Rasenflächen in das Zwielicht des warmen Augustabends hinein. Eine einzelne Frau kam gerade über den Parkplatz an der Ames Road. In ein paar Tagen würden sich dort auf den Wegen und Gehsteigen Tausende von Studenten und Hunderte von Lehrkräften tummeln. Obwohl Bob sich darauf freute, seine neuen Mitbewohner kennenzulernen, die er im Mai gefunden hatte, war ihm dieser Anblick hier vielleicht doch lieber. Die Frau hatte ihr dichtes, dunkles Haar zu einem losen Knoten aufgesteckt. Sie trug einen langen, fließenden, leuchtend orangegelben Rock, eine strahlend weiße ärmellose Bluse mit spitzem Kragen und orangefarbene, um die schmalen Fesseln geschnürte Schuhe. Ihre sommerliche Bräune hob sich gegen das Weiß ihrer Bluse ab, und sie sah ganz anders aus als die T-Shirttragenden Studienanfängerinnen oder die stets perfekt dauergewellten Studentenverbindungsmädchen, die Bob bisher auf dem Campus gesehen hatte. Er fragte sich, ob ihr klar war, wie sie aussah, ob sie sich bewußt so zurechtgemacht hatte, oder ob sie, wie es ihm oft geschah, vom Ergebnis ihrer morgendlichen Kleiderauswahl überrascht wurde, wenn sie an einem Spiegel oder einer Fensterfront vorbeikam. Zumindest wäre es für sie eine angenehme Überraschung. Bob erging es normalerweise umgekehrt. Sie öffnete die Tür von Stillwater Hall und verschwand im Gebäude.

*Jedes Jahr im August
über siebentausend neue Kunden*

STUDIENHANDBUCH, 1970-71: Das Studentenwohnheim Dubuque House ist ein Modellversuch, der Studienanfängern in einem außergewöhnlichen Beispiel gelungener Rassenintegration die Möglichkeit bietet, sich unter modernen Lebensbedingungen beim gemeinsamen Wohnen und Lernen gegenseitig kennenzulernen und wertvolle Erfahrungen zu sammeln. Weiße und afroamerikanische Studenten teilen sich in Dubuque House die Hausarbeit, stellen gemeinsam den Speiseplan auf und leben ohne die andernorts üblichen Hauseltern eigenverantwortlich zusammen. Vor allem aber lernen die Studenten einander zu achten und Gemeinsamkeiten zu entdecken, woraus dauerhafte Freundschaften erwachsen können. Weil die Studenten ihre Mahlzeiten selber zubereiten und die Zimmer und Gemeinschaftsräume in Ordnung halten, sieht sich die Colledgeleitung in der Lage, einen fünfprozentigen Nachlaß auf die Studiengebühren und die Kosten für Unterbringung und Verpflegung zu gewähren.

STUDIENHANDBUCH, 1989-90: In Dubuque House, das für eine Universität dieser Größe und dieses Typus einzigartig ist, haben Studienanfängerinnen die Möglichkeit, multikulturelle Vielfalt zu erfahren. Durch das Zusammenleben und die gemeinsame Verwaltung des Wohnheims werden Diskussionen angeregt und eigenverantwortliches Handeln gefördert – dabei macht die Universitätsverwaltung keinerlei Vorschriften, außer den grundsätzlichen, wie sie in der allgemeinen Hausordnung der Universität festgelegt sind. Ursprünglich eine gepflegte und elegante Villa und älter als die Universität selbst, bietet Dubuque House den Studentinnen eine unvergleichlich zwanglose und behagliche Atmosphäre. Vor allem leben in diesem Wohnheim Frauen von unterschiedlicher ethnischer und sozialer Herkunft gleichberechtigt und vorurteilsfrei zusammen. Körperbehinderte Studentinnen werden feststellen, daß die Ausstattung von Dubuque House ihren besonderen Bedürfnissen gerecht wird. Weil die Studentinnen ihre Mahlzeiten selbst zubereiten und die Zimmer und Gemeinschaftsräume in Ordnung halten, und weil die Universität sich